

Alkohols, nichts anderes war im Angebot. Der Barkeeper kam mit dem Jameson zurück. Caleb nahm das Glas, leerte es und wartete auf sein Bier.

Er nahm ihren Duft wahr, bevor er sie sah, dieses Schattenblumenaroma. Als er den Kopf nach links drehte, verschwamm der Raum dank des Whiskeys ein wenig, aber sein Blick wurde klar, sobald er sie sah. Sie hatte sich auf den Hocker neben ihm gesetzt, die Hände über einer Clutch gefaltet. Sie neigte sich leicht zur Seite und musterte ihn vom Kopf bis zum Gürtel und zurück, ohne dass sich ein Muskel an ihrem Hals bewegt hätte. Dann lächelte sie.

»Er hat mein Glas abgeräumt. Dabei hatte ich noch nicht ausgetrunken.«

»Tut mir leid«, sagte Caleb. »Ich dachte, der Platz wäre frei.«

»Ihr Platz war frei. Ich habe hier gegessen.« Sie streckte die Hand aus und zeichnete mit einem ihrer lackierten Fingernägel einen kleinen Kreis auf den Tresen. »Und da stand ein Drink.«

Sie sprach mit einem Akzent, den er nicht zuordnen konnte. Ihre Stimme schien nicht von einem anderen Ort, sondern aus einer anderen Zeit zu stammen. Vielleicht lag es aber auch an dem Kleid, das sie trug, an dem Perlenhalsband und dem dunklen Parfüm. Als wäre sie aus einem Stummfilm herausgetreten oder von einer dieser Säulen gestiegen, wo sie einen bronzenen Olivenzweig gehalten und Licht und Schatten geworfen hatte. Sie konnte achtzehn oder fünfunddreißig oder irgendwas dazwischen sein, aber unabhängig von ihrem Alter schien sie nicht in dieses Jahr zu gehören, nicht mal in dieses Jahrhundert. Sie erinnerte ihn an ein Gemälde, aber ihm war nicht ganz klar, an welches – vielleicht an eins, das er nur geträumt hatte. Sie zu sehen war, als ob man etwas fände, das seit Jahrhunderten verloren und endlich an seinen angestammten Platz zurückgebracht worden war: Er befand sich in der Stille eines Museums kurz vor dem Ende der Öffnungszeiten. Er spürte die Wärme der Deckenstrahler und einen Nachhall von Ehrfurcht, der wie alter Staub in der Luft hing.

Er lehnte sich zu ihr hinüber.

»Was haben Sie getrunken?«, hörte er sich fragen. Ein Flüstern reichte fast aus, so still war es im Raum. »Ich spendiere Ihnen einen neuen.«

»Berthe de Joux«, sagte sie. »Auf die französische Art.«

Er winkte den Barkeeper heran und wiederholte den Namen ihres Getränks. Der Mann nickte und tauchte kurz darauf mit einem Tablett auf. Dann stellte er ein sauberes Reservoirglas zwischen Caleb und die Frau, schenkte dreißig Milliliter grünen Absinth ein und legte einen geschlitzten silbernen Löffel quer über das Glas. Auf den Löffel legte er einen Zuckerwürfel und stellte ein kleine Karaffe Eiswasser auf den Tresen. Mit einem Nicken zog er sich zurück und widmete sich wieder der Gruppe am anderen Ende des Tresens.

»Gießen Sie ein«, sagte sie. »Ich will die *louche* sehen.«

»Ich weiß nicht, was das bedeutet.«

»Tröpfeln Sie Wasser über den Zuckerwürfel, bis ich Stopp sage.«

»Also gut.«

Die Karaffe musste im Gefrierschrank gestanden haben, bevor der Barkeeper sie mit Eiswasser gefüllt hatte. Als er sie in die Hand nahm, brachten seine Fingerspitzen eine dünne Reifschicht zum Schmelzen. Er hielt die Karaffe über den Zuckerwürfel und begann sie zu neigen, aber sie unterbrach ihn. Leicht und kühl berührten ihre Finger sein Handgelenk.

»Höher«, sagte sie. »Es muss ein bisschen höher sein.«

Sie schob seine Hand ein Stückchen hoch, bis der Ausguss der Karaffe sich etwa dreißig Zentimeter über dem Zucker befand.

»So ist es richtig«, sagte sie. Die Art, wie sie sein Handgelenk losließ, fühlte sich fast an, als würden ihre Finger seine Haut küssen. »Machen Sie weiter. Lassen Sie es so langsam tröpfeln, wie Sie können.«

Er sah zu, wie der Zuckerwürfel sich langsam auflöste und durch den geschlitzten Löffel in den Absinth tropfte. Die grüne Flüssigkeit im Glas nahm eine milchig weiße Färbung an, als das kalte Wasser einen Bestandteil des Getränks auflöste. Jetzt roch er eine Mischung bitterer Kräuter. Wermut und Steppenraute. Anis.

»Stopp.«

Er stellte die Karaffe ab. Sie nahm den Drink und tunkte den Löffel ein, um den restlichen Zucker aufzulösen. Dann nippte sie mit geschlossenen Augen. Der Puder auf ihren Lidern wirkte wie zerstoßener Malachit. Als sie die Augen öffnete, lächelte sie wieder und stellte das Getränk ab.

»Ihre Stirn«, sagte sie.

Sie streckte die Hand aus, berührte die Wunde mit der Spitze eines Fingers und zeigte ihm den Blutstropfen. In der Dunkelheit des Raums sah er schwarz aus.

»Sind Sie verletzt?«

»Ist schon in Ordnung.«

Sie rieb ihren Zeigefinger am Ansatz des Daumens, bis das Blut verschwunden war, und trank noch einen Schluck Absinth. So etwas hatte er nie zuvor gesehen. So *jemanden*. Mit einem letzten Schluck trank sie ihr Glas leer und stellte es ab. Dann stieg sie vom Hocker. Ihre Clutch lag noch auf dem Tresen. Sie legte eine Hand in seinen Nacken und beugte sich vor, bis ihre Lippen fast sein Ohr berührten.

»Ich muss gehen«, flüsterte sie. Ihr Parfüm hüllte ihn ein wie ein Mantel. Ihre linke Brust streifte seinen Arm, nur der glatte seidige Stoff ihres Kleides trennte ihren Nippel und seine Haut. »Aber vielleicht sehen wir uns irgendwann noch mal. Danke für den Drink.«

Sie stand auf und griff nach ihrer Handtasche. Er sah ihr zu und konnte sich kaum rühren, als hätte sie ihn mit einem Betäubungspfeil getroffen.

»Warten Sie«, sagte er.

Sie zeigte dieselbe Andeutung eines Lächelns, die über Bridgets Gesicht huschte, wenn sie ein Gemälde fast vollendet hatte, wenn die endgültige Form, die sie in ihrer Fantasie vor sich gesehen hatte, auf der Leinwand Gestalt annahm.

»Wie heißen Sie?«, fragte er.

»Beim nächsten Mal. Vielleicht.«

Sie drehte sich um. Beim Weggehen schlangen die Haare über ihren nackten Rücken.

# ZWEI

Ein Klopfen weckte ihn. Er tauchte aus einer unbestimmten Tiefe und Dunkelheit auf, öffnete die Augen, drehte sich um und schaute erst zur Tür, dann zum Fenster. Das Licht draußen war ziemlich hell, wieder klopfte es. Er schaute auf die Uhr und sah, dass es Mittag war.

»Reinigungsservice.«

Die Tür öffnete sich einen kleinen Spalt, aber er hatte die Kette vorgelegt. Das Zimmermädchen zog die Tür wieder zu und klopfte noch einmal.

»Reinigungsservice. Sir?«

»Eine Sekunde«, sagte er.

Er schaute an sich hinunter, sah, dass er immer noch angezogen war. Er stand auf und ging zur Tür.

»Ich bin in zehn Minuten raus«, sagte er.

»Vielen Dank, Sir.«

Er drückte gegen die Tür, um sicherzugehen, dass sie fest geschlossen war, und ging ins Bad. Über dem Becken wusch er sich das Gesicht, dann nahm er eins der Gläser und trank Wasser aus der Leitung. Ein Traum hing ihm immer noch nach, klebte an ihm wie ein Schweißfilm: Ein wiederholtes Klopfen an seiner Tür, er war aufgestanden und durchs Zimmer gegangen, noch mehr oder weniger schlafend, aber im Glauben, er wäre wach. Er hatte das Auge an den Spion gelegt.

Sie stand auf dem Gang, ihre Gestalt von der Fischaugenlinse gekrümmt und verzerrt. Nicht Bridget, sondern die Frau im schwarzen Kleid. Er war zurückgetreten und sah zu, wie sich die Türklinke bewegte, soweit das Schloss es zuließ. Die Klinke ging wieder hoch, dann noch einmal runter, diesmal energischer.

Er hatte sich nicht gerührt. Mit angehaltenem Atem hatte er sich an die Wand gelehnt, weil er noch zu betrunken war, um sich ohne Stütze aufrecht halten zu können. Schließlich hörte er sie weggehen, dann das Klingeln des Aufzugs und das Quietschen, mit dem die Aufzugstüren sich öffneten. Er ging zurück ins Bett.

Caleb hätte den Traum vergessen, wenn das Zimmermädchen nicht geklopft hätte. Schon wieder entglitt ihm die Erinnerung, wie etwas Glitschiges und Lebendiges, das sich nicht aus dem Wasser ziehen lassen wollte. Er ließ los. Er hatte noch andere, schlimmere Träume gehabt, auch die waren fort, nur ein Kräuseln auf der Oberfläche erinnerte noch daran. Er griff sich an die Gesäßtasche, um sicherzugehen, dass er sein Portemonnaie dabei hatte. Dann öffnete er die Tür, hielt aber auf halbem Wege inne. Plötzlich war er hellwach, wenn auch nur für einen Moment, und spürte, wie die

elektrische Spannung sein Rückgrat hinunterlief, wie sie in seinen Armen und in den Fingerspitzen kribbelte.

Auf der weißen Farbe der Tür war ein winziger Blutfleck zu erkennen, ein paar Zentimeter rechts oberhalb des Spions. Als hätte er seine Stirn dagegengelehnt.

Auf der Haight Street, gleich gegenüber dem Buena Vista Park, stieg Caleb aus dem Taxi. Es waren noch einige Kilometer bis zu seinem Haus, aber die Luft im Taxi war heiß und stickig gewesen, er hatte das Gefühl gehabt, sich übergeben zu müssen, wenn er nicht schleunigst ausstieg. Zu Fuß fühlte er sich schnell besser. Je weiter er der Haight Street Richtung Westen folgte, desto mehr wurde die Sonne vom Nebel verhüllt.

Sämtliche Telefon- oder Laternenmasten entlang der nächsten drei Blocks waren mit Flugblättern beklebt. Sie flatterten an jedem Baumstamm und jedem öffentlichen Müllbehälter. Sie klemmten unter den Scheibenwischern geparkter Autos, wo sie sich nach einem Regenguss mit Wasser vollgesogen hatten. Auf allen war das körnige Schwarz-Weiß-Foto eines Mannes abgebildet, darüber stand:

*HABEN SIE CHARLES CRANE GESEHEN?*

Er blieb vor einem Flugblatt stehen und sah sich den Mann noch einmal an. Vor fünfundzwanzig Jahren war an dieser Straße hier womöglich alles mit seinem eigenen Foto beklebt gewesen. Am unteren Rand des Blattes stand senkrecht eine Telefonnummer, sechzehnmal nebeneinander. Irgendjemand – vielleicht Cranes Frau – hatte sich die Mühe gemacht, die Nummern mit einer Schere zu trennen, damit Passanten sich einen der schmalen Streifen abreißen konnten.

Aber sämtliche Flugblätter waren unberührt. Niemand hatte eine Nummer abgerissen. Niemand hatte Charles Crane gesehen.

Der kalte Wind ließ ihn zügiger gehen. Als er die südöstliche Ecke des Golden Gate Parks durchquert hatte und sich links Richtung Mount Sutro hielt, kam zum Wind auch noch der Regen hinzu. Er fror. Er näherte sich seinem Haus von der Rückseite, indem er hinter dem Medical Center die Straße verließ und den Fußweg zwischen den Eukalyptusbäumen nahm. Der Nebel war hier mit einem angenehmen Kampfergeruch gesättigt, Caleb atmete beim Gehen tief ein. Er sprang eine Stützmauer hinunter, landete auf dem feuchten Asphalt der Straße und ging das letzte Stück bis zu seinem Haus. Bridgets Volvo war nirgends zu sehen.

Er folgte dem Plattenweg durch den niedrig bewachsenen Vorgarten, erreichte die Tür, drückte den Klingelknopf und wusste instinktiv, dass sie nicht da war. Er konnte zum Krankenhaus gehen und in seinem Büro einen Schlüsseldienst anrufen.

Wegen der Hanglage standen auf der anderen Straßenseite keine Häuser. Er warf einen Blick über die Schulter und sah außer der Stützmauer aus Beton nur ein paar